



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Meißner, Alfred: Zur Erinnerung an Ferdinand Kürnberger.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

förderlich sein würde. Beide Kulturen haben ihre Berechtigung, beide sind in der Natur menschlicher Dinge begründet. Eine politische Gleichstellung beider Elemente war möglich, der soziale Unterschied wird nie zu existiren aufhören.

Berlin.

Georg Winter.

Zur Erinnerung an Ferdinand Kürnberger.

Von Alfred Meißner.

In dem Manne, der von einer kleinen Schaar von Freunden am Abend des 19. Oktober auf der Höhe von Mödling zur letzten Ruhe bestattet wurde, hat die deutsche Literatur eine ihrer charaktervollsten und originellsten Gestalten verloren. Erst 58 Jahre alt, auf der Höhe seiner geistigen Kräfte, den Kopf voll Pläne, hätte er noch Großartiges leisten, hätte, nachdem er alle Sorgen, Entbehrungen und Leiden durchgemacht, die, wie es scheint, das unausbleibliche Begleitgut eines deutschen Schriftstellerlebens sind, auch die Freuden der Anerkennung ernten können. Er ist uns entrissen worden, und die Thatsache, daß diese mächtige Intelligenz so plötzlich aufhören mußte zu denken, zu schreiben, zu sein, hat wohl jeden, der ihn näher kannte, mit einem furchtbaren Ernste berührt. Mich um so mehr, da es der Zufall gewollt, daß ich einer von denen war, mit denen er in seinen letzten Lebenstagen Umgang haben sollte.

In Ferdinand Kürnberger waren, ganz phänomenal, zwei Kräfte beisammen, die in der Regel einander ausschließen: ein gewaltiger Verstand und eine gewaltige Phantasie. Er war Denker und Dichter zugleich oder unmittelbar hinter einander. Die Kraft, welche die Dinge analysirt, und die, welche gegebene Vorstellungen schöpferisch als Bausteine zu neuen Formverbindungen verwerthet, gingen bei ihm gleichmäßig neben einander her. Sein Verstand war gewaltig und arbeitete haarscharf wie eine kunstvolle Maschine, aber sein Intuitionsvermögen war auch so stark, daß er das Kunststück zu Stande brachte, in Zonen, die er nie betreten, und unter Zuständen, die er nie persönlich mit angesehen, völlig zu Hause zu sein. Seine kritischen Arbeiten waren mit allen Accenten der Leidenschaft ausgestattet, choleric, heftig, voll stachelnder Schonungslosigkeit; aber der Künstler in ihm ruhte nie, bis er denselben den Stempel höchster künstlerischer Formvollendung aufgedrückt. Der Poet in ihm war glühend, sinnlich, aber der Denker legte in die Fabeln einen allgemein philosophischen

Gehalt, verfolgte da ein philosophisches Problem, arbeitete dort wieder mit grausamer Schärfe der Analyse.

Mit immer erneuter Bewunderung betrachte ich mir die Sammlung politischer und kirchlicher Feuilletons, die Kürnberger unter dem Namen „Siegelringe“ zusammengestellt hat. Es sind da seine vollendetsten Arbeiten politischer Gattung beisammen, Arbeiten eines Genres, in welchem er geradezu unerreichter Meister ist. Er begleitet den Gang der österreichischen Politik zehn Jahre hindurch von Belcredi bis Hohenwart. Dies wäre eigentlich wenig erfreulich, er überschaut aber auch dabei den ganzen gewaltigen Zeitraum, in welchem solche Dinge fallen wie: das Vierteljahr nach Königgrätz — die Publizierung des Syllabus — das Concil — die Unfehlbarkeitserklärung — der deutsch-französische Krieg — der Kampf der Klerikalen gegen die Schulgesetze. Solche Themata sind wie für seine Feder geschaffen, und er behandelt sie in einer Weise, die bald an Börne, bald an Proudhon erinnert. Die Form verräth die höchste schöpferische Phantasie und zeigt dabei vollendete künstlerische Ausgestaltung. Der radikale Zorn, der Grimm gegen die, welche sich die Verdummung und Ausbeutung der Massen zum Geschäfte machen, wählt und findet immer neue Formen des Angriffs. Fast jedes einzelne Pamphlet ist ein Kunstwerk. Der Autor geht auf die verschiedenen Ungethüme der Zeit mit den wunderbarsten Waffen los, mit eisernen Dolchen und mit Flinten, die mit Elfenbein und Rubinen ausgelegt sind. Er schießt und sticht mit einer Eleganz, die zur Bewunderung hinreißt. Das Buch ist ein Museum von Damascenerklingen und Gewehren, die man noch bewundern wird, wenn die Unthiere, gegen die sie gebraucht wurden, bereits mythisch sein werden.

Neben seinem publizistischen Wirken ging das literarische her. Hat er mit diesem die Erwartungen erfüllt, zu denen sein erster Roman berechtigte? Ja und nein. Allerdings gab er uns keinen großen Roman mehr, aber wir finden unter seinen zahlreichen Novellen eine ganze Reihe kleiner Dichtungen, in denen er im knappsten Raume die umfassendste Menschenkenntniß, eine Fülle der feinsten Reflexionen niedergelegt hat, und wieder größerer Novellen, welche im Fache der Naturschilderung das Höchste leisten. Wieder halte ich bewundernd stille vor einer Dichtung: „Alimet und der Derwisch“ (Novellen, 1878, Berlin). Es ist eine Kleinigkeit, vielleicht nicht 20 Seiten lang, ein Märchen. Aber es ist ein Juwel, und Juwelle haben keinen großen Umfang. Es ist ein Kunstwerk, in seiner Art so vollendet, so von Gedanken erfüllt, so wunderbar von Licht getränkt — es läßt sich keine Idee davon geben. Das ist eine Dichtung, welche jeder, der überhaupt liest, kennen sollte, eine Dichtung, die dem, der sie geschrieben, Unvergänglichkeit des Namens verleiht, wenn er auch weiter nichts geliefert hätte. In einem jetzt kaum mehr üblichen Gewande, in der Form der

kleinen orientalischen Erzählungen Voltaires, tritt die Geschichte auf; aber wie unendlich hoch steht sie über allen ihren Vorgängern! Ueber den Werth des Lebens und das, was man Glück nennt, ist nie Besseres gesagt worden, als hier zu finden ist, es wiegt alle dicken Bände auf, die bisher über den Pessimismus geschrieben worden, erklärt sie, widerlegt sie. Diese Erzählung lese man und frage nach, ob Kürnberger auch ein Dichter war. —

Indem ich mit der Absicht herantrete, den Leser mit dem eben Verstorbenen näher bekannt zu machen, werde ich gewahr, daß ich von seinen eigentlichen Lebensschicksalen nicht viel mehr mitzutheilen weiß, als was der Leser auch aus dem Konversationslexikon erfahren könnte, und daß meine sonstige Kenntniß von ihm sehr lückenhaft ist. Ich werde also nur sehr fragmentarisch sein können.

Genug, er wurde am 3. Juli 1821 in Wien geboren und wuchs in den dürftigsten Verhältnissen heran; seine ersten Bildungsjahre fielen in die Metternichsche Zeit. Er litt unter dem Geistesdruck jener Epoche und betheiligte sich politisch im Revolutionsjahre. Es heißt, daß die Proklamationen des Wiener Studentenausschusses aus Kürnbergers Feder hervorgegangen seien. Das war allerdings eine Schriftstellerthätigkeit, zu der man sich nach dem Eintritt der Reaktion unmöglich bekennen konnte, und die vom Oberfeldzeugmeister Graf Wellden jedenfalls mit einem halben Duzend Kerkerjahre honorirt worden wäre. Bei der genauen Recherche, die die Reaktion hielt, mußte diese Thätigkeit früher oder später zu Tage kommen. Kürnberger wich dem aus und ging nach Deutschland, zuvörderst nach Hamburg und Bremen. Die erste größere Dichtung, mit der er hervortrat, war eine dramatische, ein „Catilina“ (Hamburg, Hoffmann & Campe, 1855), eine sehr bedeutende Arbeit, voll Kraft und Schwung. Sie fand aber keine Unterstützung bei der Bühne, und Kürnberger ließ diesem dramatischen Erstlingswerke lange kein zweites folgen.

Im folgenden Jahre, 1856, erschien „Der Amerikamüde“, ein Buch, welches schon dadurch Aufsehen machte, daß es im Gegensatz zu den bisher erschienenen, romantisch alles ins Schöne malenden Schilderungen amerikanischen Lebens die Rehr- und Schattenseite desselben hervorhob. Man war damals europamüde, nun kam ein Europamüder auch Amerikas müde heim — die Schlußstimmung blieb sehr düster. Auf Grund der prachtvollen Natur- und Städtebilder, die wie aus dem Spiegel gehoben schienen, auf Grund der mit voller Sachkenntniß gemalten Zustände war man befugt, im Verfasser dieses Werkes einen Mann zu erkennen, der jahrelang in Amerika gelebt, bis man zu größtem Erstaunen erfuhr, daß es von einem herrühre, der nie Europa den Rücken gewandt. Was die Schilderung amerikanischer Zustände darin betrifft,

so haben wir sie seitdem genugsam durch Bücher amerikanischer Federn bestätigt gefunden.

Ich habe Kürnberger in Koburg kennen gelernt, im Dezember 1860, kurz vor Weihnachten. Ich wohnte damals im alten Schlosse, als Gast des Herzogs. Es trat da in der Abendstunde ein kleiner Mann bei mir ein, hellblond, mit seinem gewaltig großen Kopfe nicht unähnlich jenen Erdgeistern, die sich die deutsche Sage in unterirdischen Werkstätten als kunstfertige Schmiede denkt. Als ich seinen Besuch erwiderte, fand ich ihn in einem kleinen unwirthlichen, schlechtgeheizten Stübchen mit trauriger Aussicht auf ein enges Gäßlein. Man sah kaum etwas da, außer dem streng Nothwendigsten. Auf dem Tische standen die Reste eines kärglichen daheim verzehrten Mahles, Brod, Eier, Käse. Was hatte ihn, den Wiener, den Großstädter, in die kleine deutsche Residenz geführt? Suchte er eine Anlehnung? Ich weiß es nicht, er hat es mir nicht gesagt. Ich, damals zu zerstreut, in einer ganz andern Gedankenwelt lebend, mag mich damals meinem Landsmann nicht gehörig gewidmet haben. Er hat mir dies, ich weiß es, jahrelang nachgetragen, und ich mache mir heute noch den Vorwurf, in meiner Sorglosigkeit dies oder jenes verabsäumt zu haben, was ihm damals hätte zu statten kommen können.

Offenbar, er darbt, und doch hatte er sich schon durch mehrere Bücher, darunter einen bedeutenden Roman, einen Namen gemacht. Aber was hilft das in Deutschland! In England und Frankreich ist ein wohlgelungenes Buch das, was es sein soll, ein Baum, den man gepflanzt hat, und der seine Früchte trägt, ein Kapital, das dem Autor sein Lebenlang eine Rente abwirft. Auflage folgt auf Auflage, jede bringt ihren Lohn und setzt den Autor in den Stand, an neue größere Arbeiten zu gehen. In Deutschland hat der Autor in der Regel nur ein mal Gewinn von seinem Buche. Er muß fort und fort und zwar sehr rasch arbeiten, wenn ihn die Feder erhalten soll.

Kürnberger konnte schon darum seinem „Amerikamüden“ keinen andern Roman folgen lassen, weil sich nicht von Luft leben läßt. Darauf angewiesen, seine Existenz durch die Feder zu ermöglichen, aber voll ästhetischen Sinnes, gewohnt, die höchsten Anforderungen an seine Produktion zu stellen, jeden Satz zu überwachen, zu feilen, zu läutern, mußte er sich einem Felde zuwenden, auf dem die Saat schneller reift. Eben um daneben ein Poet bleiben und wenigstens kleinere Dichtungen schaffen zu können, mußte er Tagesarbeit liefern. Er wurde Publizist, Essayist, Feuilletonist, wie man es nennen will, um nebenher eine Reihe von Novellen schaffen zu können, die zu dem Besten in unserer Erzählungsliteratur gehören. Ich meine jene Sammlung, die 1861 in drei Bänden bei Kohnold in München erschien.

Allerdings hatte die Tagesarbeit, einmal ergriffen, für einen Geist wie den feinigsten auch den fesselndsten Reiz; in den nun folgenden Jahren absorbirte sie ihn fast ganz. Seine Thätigkeit war sehr groß. Es entstanden die politischen Artikel, von denen er eine Auswahl in den „Siegelringen“ und viele der literarischen Essays, die er in den „Literarischen Herzenssachen“ zusammengestellt hat. Vom Jahre 1866 ergibt sich kein größeres politisches Ereigniß, das er nicht bespricht und auf seine Weise beleuchtet. Er schreibt nicht gerade Politik, am wenigsten eine solche, die sich den praktischen Zwecken einer Partei anschließt, wohl aber, wie er es nannte, „das Theaterreferat über die österreichische Tragödie“. In pointirten Satiren, immer geistvoll und originell, malt er die Konfusion und Rathlosigkeit der Parteien, die Experimentirwuth der Hofpartei, die an Thorheit streifende Bonhommie des Volkes. Er zeichnet Porträts — leider ist es blos eine Sage, daß der Basilisk stirbt, wenn er sein Bild im Spiegel erblickt.

Das wäre nun eine unerfreuliche und auf die Länge eine traurige Arbeit. Kürnberger sieht aber auch die deutsche Einheit zur Thatsache werden, und daran erwacht sein Herz. Es lebt förmlich auf an den Ereignissen des deutsch-französischen Krieges; was er schreibt, ist reine patriotische Flamme. Die in den „Siegelringen“ gesammelten Artikel über den Krieg von 1870 werden mit ein Ehrendenkmal dessen bleiben, was die Publizistik während dieser gewaltigen Zeit geleistet, sie haben in der verwandten Literatur jener Jahre kaum ihresgleichen.

Kürnbergers Standpunkt ist ein wesentlich deutscher, kein österreichischer. Er gehört einer nur wenig Köpfe zählenden äußersten Linken an, die es nicht glauben kann, daß so heterogene Völker sich je auf dem Boden einer gemeinsamen Verfassung vereinigen werden. Er kennt keine gemeinsamen Angelegenheiten von Deutschen, Tschechen, Polen, Magyaren und geht somit weiter als alle österreichischen Föderalisten, die bei der Forderung äußerster Autonomie ein gemeinsames Interesse statuiren: Vertheidigung nach außen. Er wünscht sich die deutschen Erblande irgendwie mit Deutschland verschmolzen, das übrige gehe seinen Weg und falle, wohin es wolle.

Natürlich befand er sich mit ganz Wien in Widerspruch. Die schöne Stadt an der blauen Donau ist eine deutschredende, aber keine deutsche Stadt. Dem Wiener, wie er nun einmal ist, steht schließlich doch der Ungar, Kroat, Pole, der Mann aus der Bukowina näher als ein Hamburger oder Leipziger. Jene versteht er, den Deutschen „aus dem Reich“ versteht er nicht. Einer schönen Wienerin wird es nicht schwer fallen, dem Gatten ihrer Wahl nach Temesvar oder Lemberg zu folgen, sie wird sich dort rasch acclimatistirt haben; aber in Stuttgart oder Hamburg wird sie es nicht aushalten. Der echte Desterreicher

hat mit dem Deutschen nur die Sprache gemein, seine Weltanschauung aber ist eine ganz andere, ja eine diametral entgegengesetzte. Das ist es, was die Dauer, ja den ewigen Bestand der Monarchie verbürgt.

Kürnberger, mit seinen grunddeutschen Anschauungen, Sympathien, Ueberzeugungen, war somit ganz isolirt. Er war da im „Capua der Geister“ wie ein norwegischer Findlingsblock, der sich in das schöne Donaubecken verirrt. Er galt für einen Querkopf, während er doch nur ein nach Wien verschneiter Nordlandsrecke war.

Man spottete über sein grandioses Selbstbewußtsein. Dies war allerdings gewaltig. War es aber Selbstüberhebung? Er fühlte sich als Meister und war es auch. „Jeder Mensch,“ schrieb er einmal, „ist berechtigt, sich so zu tagiren, als er will, und jeder andere Mensch ist berechtigt, diese Tage entweder anzunehmen oder abzulehnen. Wo ist der Marktcomissär, der diese Preise regelt? Wo? In unserem eigenen Gewissen!“

Seine Ansichten war er gewohnt mit schroffem Troß auszusprechen. *Odi profanum volgus et arceo!* war auf seinen Brauen zu lesen. Seine Wahrheitsliebe kannte keine Rücksichten, seine Ueberzeugungen pflegte er mit der frappirendsten Offenheit auszusprechen. Als ein bekannter Wiener Dichter, der damals auf der Höhe seines Rufes stand, ihm ein Exemplar seines neuesten Trauerspiels übergeben hatte, das eben einen bedeutenden theatralischen Erfolg errungen, und sich eine Aeußerung darüber erbat, sagte Kürnberger mit der ihm eignen Ruhe: „Ihr Stück hat mich sehr interessirt, ich habe es sogar studirt. Es gleicht jenem Pferde, das wir in Büchern über Veterinärkunde abgebildet finden, und das uns in Einem alle Fehler und Krankheiten beisammen zeigt, die sonst nur bei vielen Pferden vorkommen. Man kann wirklich daran lernen.“

Als sich der Trauerspieldichter entfernt hatte und einer von denen, die anwesend gewesen, bemerkte, daß Kürnberger sich nun wohl den lebenslangen Haß des also Gebränkten zugezogen, meinte er: „Das wäre doch sonderbar! Der Mann sollte mir dankbar sein, daß ich meine Meinung nur gesagt habe. Ich hätte sie können drucken lassen, dann fände er auch meine Ansicht Punkt für Punkt erläutert.“ —

Sechzehn Jahre war ich Kürnberger nicht mehr begegnet. Erst im Jahre 1876 sah ich ihn wieder. Es war in Wien, im September. Er besuchte mich in der „Ungarischen Krone“. Ich hätte ihn kaum wiedererkannt, er war stark gealtert und von ungewöhnlicher Blässe. Sein Gesicht hatte nicht mehr den stürmischen Ausdruck von ehemals, er war feierlich geworden. Sein voller, dichter Bart war fast ganz weiß.

Ein frühes Alter war über ihn hereingebrochen, eine vorzeitige Abnutzung
Grenzboten IV. 1879.

des ganzen, doch so starken und widerstandsfähigen Organismus; alles wohl die Folge sitzender Lebensweise und ungehöriger Kost.

Seiner Toilette sah man die ängstlichste Schonung an, der feierlich hohe Cylinder gehörte einer längst entschwundenen Geschmackperiode.

„Was?“ fragte er, indem er langsam auf dem Sopha Platz nahm, „Sie sind nicht gestern beim Laube-Bankett im Kursalon des Stadtparks gewesen? Ganz Wien war dort im schwarzen Frack und weißer Kravatte. Kein Schriftsteller, kein Schauspieler fehlte.“

„Ach, Verehrtester,“ erwiderte ich, „wenn man in seiner Jugend den Drang in sich getragen und der festen Idee gelebt hat, dem deutschen Theater etwas zu sein, wenn man vier oder fünf bühnengerechte Dramen geschrieben, die wohl in diversen Literaturgeschichten besprochen worden, aber für die Bühnendirektionen nicht vorhanden sind — da faßt wohl in Einem ein Mißmuth gegen Theater, Direktoren, Mimen Raum, man hat nichts Gemeinsames mehr mit ihnen und weicht ihren Jubelfesten aus.“

„So ist es!“ erwiderte Kürnberger ruhevoll. „Man hat nichts Gemeinsames mit ihnen und weicht ihren Jubelfesten aus. Auch ich bin zu Hause geblieben.“

Ein Gespräch über das moderne Theater und über Intendanten folgte, in welchem von beiden Seiten denselben nicht viel Gutes nachgesagt wurde.

„Sie können sich,“ schloß ich, „mit Erfolgen auf andern Gebieten trösten... Noch vor wenig Jahren habe ich von mehreren Seiten Ihre letzte Novelle mit höchstem Lobe erwähnen hören.“

„Die Welt spricht von nichts andrem!“ sagte Kürnberger sehr ruhig. Und um den Eindruck dieses, von großartigem Selbstbewußtsein zeugenden Wortes, das mich hatte lächeln machen, zu mäßigen, fuhr er fort: „Ich habe in dieser Novelle das gefährlichste Problem attakirt, das überhaupt existirt: Die Frage nach dem menschlichen Gewissen. Ich habe ausgesprochen, was andere nicht zu denken wagen. Wenn Jemand in einer volkreichen Stadt zur Mittagstunde, wenn alles auf dem Corso promenirt, am Blitzableiter die Kathedrale hinaufklettert, da bilden sich natürlicherweise Gruppen, alles sieht ihm zu, das ist kein Wunder.“

Er war damit auf seine Dichtung „Die Last des Schweigens“ zu sprechen gekommen, die in dem Kreise von Kürnbergers Freunden, welche allerdings für ihn die Welt ausmachten, viel besprochen werden mochte. Der Held der Novelle hat einen Mord an seinem Nebenbuhler begangen, hält dies für etwas Natürliches und empfindet durchaus keine Gewissensbisse. Aber er fühlt die „Last des Schweigens“. Wenn er keinen Lauscher nahe wähnt, ruft er es sich jubelnd zu, daß er sich von seinem Rivalen befreit hat, und dies führt zu seiner Ent-

deckung, seiner Hinrichtung. Kürnberger hat an diesem Stoffe eine geniale Sophistik der Leidenschaft verwendet und bewährt. Das Raisonnement geht tief, aber es ist falsch: Der Held der Geschichte ist nämlich ein, wenn nicht ganz, doch halb Verrückter. Wer den Mord eines Rivalen für natürlich hält — es gibt solche —, der empfindet auch keine Last des Schweigens. Das Gewissen ist allerdings nichts Ursprüngliches, der Seele Angeborenes, sondern es bildet sich mit und richtet sich nach der Sitte eines Volkes. Es ist vorhanden und wirkt bei empfindlichen Naturen und wird zum Schweigen gebracht bei rohen und willenskräftigen. Wie viele Morde sind begangen worden, die erst nach dem Tode des Mörders bekannt wurden oder durch Zufall bei Lebzeiten desselben, ohne daß dieser den geringsten Drang verspürt hätte, sich selber zu verrathen. Das Gewissen mag sich auch geregt haben, es ward aber eingeschläfert und niedergedrückt. Kurz, man ist nicht beim letzten Grunde angelangt, wenn man die Nöthigung zum Geständniß auf die Last des Schweigens zurückführt. Da ersteht die Frage: warum ist das Schweigen eine Last? —

Seit November 1878 hatte sich ein brieflicher Verkehr zwischen uns angebahnt, wir rückten einander näher. Kürnberger hatte mir seinen Besuch für den Mai angekündigt und dachte sogar daran, sich am Bodensee niederzulassen, wo er die Alpen im Rücken, den See vor sich hätte. Man kann sich denken, wie werthvoll mir seine Nähe gewesen wäre, und daß ich ihn nach Möglichkeit in diesem Entschlusse zu bestärken suchte.

Indessen wurde er durch Arbeiten und einen widrigen geschäftlichen Streit zurückgehalten; Monat um Monat verging, und die Zeit rückte heran, die ich mir für eine Reise festgesetzt hatte. Just in derselben Woche, da ich auf dem Punkte stand, abzugehen, zeigte er mir seine Ankunft an.

Ich werde den Zulinachmittag nie vergessen, als er uns — Robert Byr und mir — in der Hand die Reisetasche, vom Dampfschiff entgegentrat. Er war ganz blaß, seine Sprache matt. Was war mit ihm vorgegangen? Das war Kürnberger nicht mehr. Seine erste Frage war, ob ein Wagen da sei, der ihn ins Haus bringe; ich mußte gestehen, daß dafür nicht gesorgt worden sei. So traten wir denn den Weg an. In meinem Leben habe ich nie ein gleich langsames Tempo des Ganges und der Rede kennen gelernt. Die Worte tropften langsam von seinen Lippen, ein Fuß stellte sich mühsam vor den andern, wir brauchten mehr als eine halbe Stunde, um vom Hafen auf die Höhe zu gelangen.

Ich sah, daß eine völlige Zerstörung in ihm losgebrochen, und daß das „Rheuma“ in der Herzgegend, über das er klagte, nur eine Nebenerscheinung sei. Auf meine Frage, ob er einen Arzt konsultirt habe, erwiederte er, dies sei

allerdings in München geschehen. Man habe ihm Reibungen mit Flanell, mit Franzbranntwein angerathen. „Welcher Unsinn!“ sagte er. Die Stelle sei so schmerzhaft; nicht den Vorüberflug eines Vogels würde er ertragen können. Aber es werde alles von selbst wieder gut werden, es sei schon weit besser, als es gewesen. Wie wenig er auch davon hören mochte, ich kam immer auf die Nothwendigkeit gehöriger ärztlicher Untersuchung zurück und erbot mich, da er gegen die Aerzte in kleinen Städten die größte Voreingenommenheit zeigte, ihn zu einer Konsultation nach Zürich zu begleiten. Er war nicht dazu zu bewegen, er war fürs Abwarten.

Auf dem Sopha liegend, begann er bald zu plaudern, als ob alles wieder gut sei. Es war wirklich eine Lust, ihn sprechen zu hören; die Gedanken stiegen in ihm unaufhörlich empor, wie Bläschen in einem Glase Champagner. Der Name Zürich brachte ihn auf Gottfried Keller, dessen besonderer Verehrer er war, und sodann auf tausend andere Dinge. Als es Abend wurde, wünschte er auszugehen, auf eine mäßige Höhe, von der man einen Blick über den See gewinnen könne, und wir wandelten Schritt für Schritt bis zum Schützenhause auf der „schwarzen Reute“. Er sah die Gegend, in welche es ihn gezogen hatte, sah den Rhein in der Ferne blinken.

Die folgenden Tage saßen wir zusammen, im Gespräch, wie er es nannte, „bis über die Ohren“. Er sprach so, wie er zu schreiben gewohnt war, die Sätze kamen so stilistisch schön hervor, wie wenn er für die Presse diktire. Er philosophirte über alles, es war ein vorwaltender Trieb in ihm, über alles zu reflektiren und alles durch fortgesetzte Betrachtung emporzuheben, bis es im klarsten Lichte stand. Dann zog er sich wieder zurück, um Gedanken und Notizen in ein Tagebuch einzutragen. Es war nicht das gewöhnliche Notizbüchlein der Schriftsteller, sondern ein hohes langes Buch, wie es Kaufleute führen; alles an ihm war apart und feierlich.

Gegen Abend machten wir, immer Schritt für Schritt, einen kleinen Spaziergang, sei es im Garten, sei es durch den Wald am unteren Abhange des Gebhardsberges. Einmal — er hatte mich selbst dazu aufgefordert — besuchten wir das Grab, das das theuerste Gut meines Lebens birgt. Nie werde ich den wahren Antheil vergessen, den dieser für so scharf und hart geltende Mensch für mich und mein Loos an den Tag legte. Seitdem weiß ich, daß seine Brust in ihrer Tiefe eine Fülle echt menschlichen Antheils barg.

Nun kamen die schwülen Tage des August, die einzigen heißen Tage, die dies sonderbar geartete Jahr gehabt hat. Sie regten den Patienten außerordentlich auf, er hatte schlechte Nächte, ich hörte ihn, da ich daneben ein Schlafzimmer hatte, stundenlang stöhnen. „Wahrlich,“ sagte er, „die Sonne steht über diesem See wie ein feuriger Drache! Jeden Winkel der Bucht beleckt er

mit seiner Zunge! Ich lechze nach Schatten und Kühle und finde sie nirgends Sehn Sie doch das Abendroth — das ist ja ein wahres Mordbrennerlicht! Ich werde heimkehren, und auf der Höhe des Brenners, im Brennerbade, will ich bleiben.“

Ich tröstete ihn damit, daß das nächste Gewitter die Hitze kühlen werde, er wollte nichts davon hören. Ich hatte nun nach München zu reisen und forderte ihn auf, meine Rückkehr in Ruhe abzuwarten; aber das war nicht nach seinem Sinne.

„Ich gehe auch nach München,“ erwiderte er, „ich habe meine Rückkehr dort bereits Frau v. Kaulbach angekündigt, die mir in ihrem Gartenhause ein Zimmer eingeräumt hat. Ihr See ist furchtbar! Es liegt über ihm eine Gluthatmosphäre, die alle Eisberge der Schweiz nicht kühlen können — ich kann sie nicht ertragen. Dieser lachende Himmel — sein Lachen ist entsetzlich — ewiges Lachen ist entsetzlich. Wenn Sie mir Ihr Haus schenken wollten unter der Bedingung, da leben zu müssen — ich könnte es nicht annehmen, nicht annehmen!“

Ich versuchte keine Einsprache mehr. Ich sah seine Unruhe wachsen, seinen fieberhaften Zustand sich steigern. Mir war darum zu thun, daß er sich endlich in München oder anderswo in ärztliche Behandlung gebe.

Am 7. August, da es in Folge eines über Nacht gekommenen Gewitters ganz milde geworden, reisten wir ab. Die sechsstündige Fahrt ging unter lebendigem Gespräch wunderbar rasch vorüber, und als die Sonne im Untergehen war, sahen die beiden Thürme der Frauenkirche auf uns nieder.

Zu München, in der Gartenstraße, in unmittelbarer Nähe des englischen Gartens, hat sich vor Jahren Wilhelm v. Kaulbach eine Villa gebaut, an die ein herrlicher Garten stößt. Es ist ein großes Terrain, ich möchte sagen ein fürstlicher Besitz, oder ein Besitz, eines Künstlerfürsten würdig. Ein neuer Anbau, gegen die Straße hin, ist zu einem Kaulbach-Museum hergerichtet. Hier, beisammen in einem Saale, von Oberlicht erhellt, sieht man hinterlassene Delbilder und Kartons des Meisters, zahlreiche Handzeichnungen, den großen Karton der „Schlacht von Salamis“. Im ersten Stockwerk hat Hermann Kaulbach, der Sohn, sein Atelier. Im Garten selbst, welcher nach römischen Vorbildern entworfen scheint, stehen noch zwei Häuschen; in dem einen, seitwärts am Wege liegenden Tirolerhause pflegte Wilhelm v. Kaulbach Abends zu sitzen und bei der Lampe zu zeichnen; beide Häuser sind nur dann bewohnt, wenn Gäste einfallen. Im Hauptgebäude waltet Frau v. Kaulbach, eine der vornehmsten und schönsten alten Damen, die ich je gesehen, an die siebzig alt, mit schneeweißen Haaren und dunklen Augen voll Güte und Klugheit. Kinder und Enkel kommen und sitzen mit ihr in der Veranda, es ist ein Bild des schönsten patriarchalischen Zusammenlebens.

Hier, im Häuschen gegen den englischen Garten hin, fand ich Kürnberger nun einquartiert. Frau v. Kaulbach hatte dem vieljährigen Freunde ihres verstorbenen Gatten die Wohnung eingeräumt. Er konnte es nirgendwo besser haben. Er konnte sich im Garten ergehen und that es. Er hatte auch noch die Kraft, einen ziemlichen Weg zu machen, um im Kaffeehause unter den Arkaden die Zeitungen zu lesen. Täglich sprach er von der Heimreise, die er antreten wollte, wenn er nur erst ein wenig wieder zu Kräften gekommen. Indes ging es mit ihm abwärts und abwärts, endlich wurde er bettlägerig. Der herbeigekommene Arzt diagnostizirte eine Rippenfellentzündung.

Kürnberger gehörte zu den Kranken, die „schwer zu heilen sind“. Man brauchte viel Geduld bei ihm. Er war schon als Gesunder pedantisch und rechthaberisch, die Krankheit schärfte diese Eigenheiten. Frau v. Kaulbach, die täglich mehrere Mal an seinem Bette erschien, hat da eine unendliche Nachsicht bewähren müssen.

Ich war zum zweiten Mal nach München gekommen und besuchte den Patienten von Mitte September an eine Woche lang täglich. Die Krankheit machte rasche Fortschritte. Das hohe kuppelförmige Vorderhaupt sah schon gespenstig aus, die Stimme war matter denn zuvor. Doch hatte er noch die Kraft, mir ein paar lange Briefe an Freunde zu diktiren.

Als ich ihn verließ, wußte ich, daß er nicht mehr lange unter den Lebenden sein werde. Er hatte mit einem Zitat von vier Versen des alten Simon Dach von mir Abschied genommen.

In der letzten Woche seiner Krankheit ließ er die wenigen Werthpapiere, die er besaß, verkaufen. Das durch ein arbeitsames Leben erworbene Vermögen eines deutschen Schriftstellers ersten Ranges betrug nicht ganz tausend Thaler! Frau v. Kaulbach sollte über die Summe verfügen. Als sie ihm sagte, wie viel es sei, rief er aus: „Gottlob, nun sterbe ich doch nicht als Bettler!“

Mit diesem Ausruf war viel gesagt. Die Sorge vor einer Zeit, in der er arbeitsunfähig werden könne, hatte wie ein Gespenst vor seiner Seele gestanden. Er freute sich, daß sein Leben eher zu Ende ging, als sein Sparpfennig.

Er sah noch seinen Freund Sembera aus Wien, den Redakteur des Tageblattes, den die Sorge herbeigerufen, bei sich und trug diesem die letzten Grüße an seine Freunde auf.

Erst auf dem Sezirtisch decouvrierte die Krankheit, die so viele Phasen durchgemacht, ihr wahres Gesicht. Kürnberger war an einer Herzverfettung gestorben, einer selten vorkommenden und kaum zu diagnostizirenden Krankheit, über deren Entstehungsgrund wenig bekannt ist. —

Kürnberger ist ein hochsinniger, aber kein glücklicher Mensch gewesen. Sein Lebenlang ist er trotz angestrenzter Arbeit und riesigen Fleißes aus Sorgen und Entbehrungen nicht herausgekommen. Er sah Talente gefeiert und zur allgemeinen Anerkennung durchdringen, die im Vergleich zu ihm Zwerge waren. Er gab sich die Miene, als ob er den Ruhm und die Glücksgüter verachte, aber der Undank der Welt that ihm wehe. Er erschien rauh und borstig; dennoch muß er eine gar weiche Ader in sich gehabt haben. So legte er das Sekretariat der Schillerstiftung, das ihm 600 Gulden eintrug — für ihn welche wünschenswerthe Subvention! — nieder, weil er, wie er mir sagte, das Lesen so vieler Drangbriefe nicht ertrug, die eine Noth enthüllten, der nicht zu helfen war, und die abschlägig beschieden werden mußten. Er war sehr stolz und vom ausgeprägtesten Unabhängigkeitsgefühl. Die Gunst der Mächtigen hat er nie gesucht, nie verlangt. Gewohnt, seine geistige Ueberlegenheit zur Schau zu tragen, verlegte er viele Leute, brüskirte Viele: er war ja der abgeflagteste Feind der Reklame und aller unwürdigen Mittel. Er konnte aber auch, wo er Vortreffliches sah, völlig aufleben und lobte dann beredt, enthusiastisch.

Er blieb sich immer gleich, zu keiner Konzession geneigt. Als die Mosenthal-Stiftung ihm eine Subvention anbot, lehnte er sie ab: „Wissen denn die Herren nicht, wie ich über Mosenthal geschrieben habe?“ Zuletzt wurde er ein Einsiedler und zog sich in seine Zelle zurück, aus der er der Welt meist nur zornige Worte zurief, doch er fand seinen Genuß darin, seinem innerlich reichen Gedankenleben nachzuhängen, der Forschung über alle Dinge; das genügte ihm. Die einzige Freude, die er noch hatte, war, wenn man so sagen darf, die Freude an seinem eigenen Kopfe, diesem Kopfe, der so fruchtbar, ein perlender Quell von Einfällen und Gedanken war. „Was ich doch,“ schreibt er in einem Briefe, „der Einsamkeit für Schätze verdanke, wie oft ich in Wonne aufleuchte und aufstrahle, wenn ich so auf meinem Kopfe liege, wie das lebt, klingt, flutet, stürmt, lacht, fliegt; welche unbewußte Kräfte mir da zum Bewußtsein kommen; die dramatischen Szenen, die ich da durchspiele, die schäumenden und mouffirenden Selbstunterhaltungen, die wie Sauerbrunnen aus dem Boden aufgehen, wie alle Gedanken die schönsten, alle Ausdrücke die unglaublichsten, überraschendsten, bestgesagten, lauter Blitzschläge und Genietreffer sind — ach warum steht kein unsichtbarer Apparat von Naturselbstdruck im Zimmer, der das alles fixirte, was in der einsamen Hirnschale vorgeht?! Dichten läßt sich das nicht, kein Dichter der Welt kann nur den hundertsten Theil niederschreiben, was ihm die Einsamkeit an Dichtungen schenkt.“

So war er, und das ist nun alles dahin! Das Schicksal ist erbarmungslos; in seiner höchsten Fülle, auf seinem Höhepunkt angelangt, mußte dies alles zu Grunde gehen! — Man wird jetzt seine Schriften — auch die verschollenen —

hervorsuchen, sie wieder lesen und ihnen die verdiente Anerkennung zollen. Vielleicht findet sich sogar, da er nicht mehr ist, ein Verleger, der es wagt, eine Gesamtausgabe seiner Schriften zu veranstalten, vielleicht findet das deutsche Theater sich veranlaßt, etwas für ihn zu thun, vielleicht holt man seinen „Cati-
lina“, seinen „Firdusi“ hervor. Schwerlich — die Eitelkeit, die Grandeza der Intendanten werden es nicht eingestehen, daß sie dreißig Jahre lang an Werth-
vollem vorübergingen! Aber in seinem Nachlaß findet sich der große dreibändige Roman, an welchem er sieben Jahre geschaffen, den er viermal umgeschrieben, in welchem er die Hauptthat seines Lebens sah. Aus diesem wird uns seine Gestalt noch einmal voll und ganz entgegenleuchten, und eine spätere Zeit wird ihm geben, was ihm das Leben versagte.

Die Palmen von Elche.

Ein Reisebild aus Südspanien.

An einem schönen Februartage des verflossenen Jahres trabten vier Reiter von der fonda de Bossio, dem vielgerühmten besten Gasthause ganz Südspaniens, hinweg und durch die Vorstadtstraßen Alicante's frühlich in den frischen Morgen hinaus. Unsere kleine Reisekarawane bestand außer mir noch aus einem Franzosen und einem Piemontesen, ein paar alten, nicht allzu ernst gestimmten Junggesellen, die gleich mir zum Vergnügen reisten. Der vierte, der noch ein lediges Pferd führte und sich etwas im Hintergrunde hielt, war ein Pferdevermietther aus Orihuela. Ein günstiger Zufall wollte es, daß er ein paar Tage vorher mit Engländern den Ritt von seiner Heimat nach Alicante gemacht hatte und nun nicht leer mit seinen Thieren heim wollte. So waren wir rasch entschlossen, anstatt in der schlechten diligencia uns durch die schöne Welt karren zu lassen, seine bescheidene Retourforderung von 7 pesetas (etwa 7½ Francs) für einen Tagesritt anzunehmen, zumal da wir dergestalt so lange wir wollten auf dem Wege säumen konnten. Wenn wir um vier Uhr nachmittags Orihuela erreichten, so trafen wir dort noch rechtzeitig ein, um mit sinkender Nacht in der landesüblichen tartana (einem zweirädrigen gedeckten Fuhrwerke) Murcia zu gewinnen. Unser Gepäck war der diligencia aufgeladen worden; in Murcia in der fonda del Padron sollten wir es wiederfinden. Bis Elche (spr. Eltsche), wo wir ein paar Stunden bleiben wollten, sollten es drei gute Stunden, von dort nach Orihuela fünf Wegstunden sein.